

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 61 (1951)

Artikel: Die Fahrt nach Hellas
Autor: Haller, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Fahrt nach Hellas

Nun lag er schon lange Zeit im Bette, doch der Schlaf blieb ihm fern. Seine Gedanken wollten sich nicht lösen von seiner letzten Gymnasialklasse, die diesen Abend mit Fackeln und Liedern ihm ein Ständchen gebracht hatte und die nun sicher noch im „Wilden Mann“ beisammensaß. Hätte er nicht wenigstens dieses eine Mal sich einen Stoß geben und sich unter sie setzen sollen, statt sie mit einer Banknote abzufertigen, mit der sie sich einen gemütlichen Hock leisten sollten? Im Grunde hatte ihn doch diese unerwartete Aufmerksamkeit der Jungen mehr gefreut als die offiziellen Reden, die heute zu seinem Abschied gehalten worden waren, selbst die des Regierungsrates nicht ausgenommen, dessen Lehrer er vor dreißig Jahren hatte sein dürfen.

Er versuchte sich zu trösten mit der Annahme, daß sie von ihm, dem Pollo, nie etwas anderes erwartet hätten. In ihren Augen war er doch ein- für allemal der Einspänner, der Sonderling, der sich die laute Menschheit hübsch vom Leibe hielt, um in seinen vier Wänden zu philosophieren – oder zu spintisieren.

Warum – er hatte sich doch sonst um die Meinung anderer wenig gekümmert – warum hätte er nur jetzt gewünscht, unsichtbar in der fröhlichen Runde zu sein und zu vernehmen, was sie über ihn sprachen? Lag nicht die ganze Einstellung der Schüler zu ihm ausgedrückt in dem Namen, mit dem sie ihn seit vierzig Jahren nannten: der Pollo! Ein Scheffel Spott, wie es sich gehörte: der halbe Göttername, weil er im Eifer der Rede das anlautende A halb verschluckte, der Name des herrlichen Götterjünglings für den steifen, unbeholfenen Professor! Im Grunde aber, das hatte er immer gespürt, versteckte sich dahinter doch mehr mitleidiges, vielleicht sogar wohlwollendes Lächeln als Boshaftigkeit. Er selber hatte ja kaum einem weh getan. Auf einige wenige war die Begeisterung für das klassische Altertum von ihm übergesprungen. Und die vielen andern? Ach, er konnte sich leibhaftig vorstellen, wie jetzt am Biertische einer – vielleicht der dicke Bros – mit ausgestrecktem Zeigefinger auf einen Mitschüler wies und, seine dünne Stimme nachahmend, fistelte: „Hrbert, Sie gstatte wohl, daß wir auch ohne Ihre gütige Mtwirkung uns im Reich der Humaniora aufhalten? Von mir aus können Sie die Jaßkarten hrvornehmen.“ Und

er hörte das Beifallsgebrüll der Korona. Der alte Lehrer konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken: so oft er diesen längst geflügelten Ausspruch getan, hatte sich nie ein Schüler erlaubt, die Karten aus der Tasche zu ziehen. Warum hätte er, Pollo, die Perlen vor die Säue werfen sollen? Lieber die Böttier links liegen lassen! Wenn aber seine Noten einem Kandidaten den Hals gebrochen hätten, dann hatte er jedesmal knurrend seine Zensuren verbessert: Wer weiß, vielleicht steckte ja etwas anderes in dem Kerl!

Natürlich würde diesen Abend auch seine Ehelosigkeit wieder zur Sprache kommen, die ja die jungen Leute immer beschäftigte, der Spott auf seine Wirtschafterin, die sie zu einem ausgewachsenen Hausdrachen abgestempelt hatten – und von der er sich tatsächlich mehr gefallen ließ, als er selbst billigen konnte. Und einer – vielleicht der scharfzüngige Stadler – würde gewiß auch das alte Märchen von seiner Weiberangst aufwärmen und die Art seines Umgangs mit den Schülerinnen verulken, seine Scheu, die nicht ohne heimliche Zärtlichkeit war, etwa seine berühmt gewordene Anrede: „Darf ich Sie fragen, Irma . . .?“, worauf das hübsche, freche Geschöpf ihm, bevor er noch die rechten Worte gefunden, geantwortet hatte: „Ja, Sie dürfen, Herr Professor.“ Und errötet war *er*, das spürte er heute noch.

Ach, was wußten die jungen Leute von ihm! Vor bald fünfzig Jahren war er auch so jung gewesen wie sie jetzt, und damals hatte er ein Mädchen – das einzige Mal in seinem Leben – wirklich angebetet. Als er aber erfahren, wie sie sich über seine zu jedem Opfer bereite Verehrung lustig machte, da hatte er es ihr nicht verziehen, – da hatte er es ihrem ganzen Geschlechte nicht verziehen. Kompromisse ertrug er nicht. Wenn die vollkommene Frau, deren Bild er in seinem Geiste trug, in unserer Welt nicht zu finden war, verzichtete er lieber auf die Frau überhaupt, als daß er sich immer wieder durch Unzulänglichkeiten die Freude vergällen ließ.

Er hatte ja seine eigene Welt. Was wußten die andern davon! Und von morgen an sollte sie, von keinen Berufspflichten mehr gehemmt, ihm ganz und ungeteilt gehören. Da lagen die Bücher und Bilder, zu deren einläßlichem Studium ihm immer die Zeit gefehlt hatte; da lagen ungezählte Notizen und Entwürfe, die seit Jahren auf die Verarbeitung warteten. Seine spärlichen Aufsätze waren in Fachkreisen viel beachtet worden; wenn es ihm gelang, seinen Ideen über die Ästhetik Platons, wie er sie im Geiste trug, zusammenhängende Ge-

stalt zu geben, hinterließ sein Leben vielleicht doch eine längere Spur als durch die Nachwirkung in den wenigen getreuen Schülern.

Er plante, er disponierte, er entwarf an seinem künftigen Werk. Die Schule, die er erst diesen Tag verlassen, lag weit hinter ihm. Selbst seine letzte Klasse, deren Abschiedsbesuch ihn noch am Abend erfreut hatte, war vergessen. Nun lag die Freiheit vor ihm. Erst lange nach Mitternacht fand ihn der Schlaf.

★

In dieser ersten Nacht seines Ruhestandes aber hatte der Professor einen Traum von solcher Eindringlichkeit, daß er ihn nicht mehr aus dem Sinne brachte. Seltsam genug, daß ihm, dem ältlichen Junggesellen, der mit dem weiblichen Geschlechte seine Rechnung schon so lange abgeschlossen hatte, seltsam genug, daß ihm im Traume ein Weib erschienen war. Ein schönes, ein verlockendes, ein unvergleichliches Weib. Was ihm aber verwehrte, diese ihm unverständliche Erscheinung mit einer Handbewegung von sich zu tun, was ihn vielmehr aller Ruhe, allen Gleichmuts beraubte: er hatte in der Schönen unverkennbar sie selbst, die meerentstiegene, goldenthronende Aphrodite gesehen, erhaben lächelnd, fern und doch nahe, voll Güte und Liebreiz, verstehend, beglückend, Geliebte und Mutter in einem. Sie hatte ihn angeschaut, ihm genickt und gelächelt. Um sie war ein Duft gewesen und ein Raum und ein Licht von unwirklicher Reine und Klarheit – und dennoch alles so nahe und so gewiß, daß er es hätte greifen können. Und waren nicht hinter ihr Säulen, edle dorische Säulen aus pentelischem Marmor aufgestiegen!

Er richtete sich im Bette auf, fuhr sich über die Stirne, um sich zu überzeugen, ob er bei klaren Sinnen sei. Und nun hatte er, völlig wach, ein zweites Gesicht. Er sah einen griechischen Tempel, unwirklich schön, im Sonnenlicht glänzend aus dem Meere aufsteigen. Und allsogleich stand auch lockend und fordernd die Frage vor ihm: Gab es denn nicht so etwas wie eine griechische Wirklichkeit noch heute? Stand denn dieses Griechenland nicht heute noch auf der Karte? War es nicht zu Wasser und zu Land in wenigen Tagen erreichbar? Wenn man vielleicht auch das griechische Volk nicht mehr finden würde wie in den Büchern des Altertums, so gab es doch noch das griechische Land und das Meer und den Himmel, es gab noch Tempel, Säulen und Bildwerke. Wäre die Begegnung mit dieser Welt für ihn nicht das Höchste, was das Leben ihm noch zu bieten vermöchte?

Er fühlte den Puls an seinen Schläfen hämmern. Ein Erschrecken durchfuhr seinen Leib. Er versuchte, an die des Studiums harrenden Werke, an sein eigenes ungeschriebenes Buch zu denken; er spürte, wie unwichtig dies alles mit einmal geworden war. War er am Ende doch am eigentlichen Leben vorbeigegangen? Dann mußte er jetzt zeigen, daß er sich vor ihm nicht fürchtete, daß er ihm kühn die Hand bot wie einer, der erst oder noch einmal am Anfang seiner Laufbahn stand. Da wußte er, was ihm zu tun blieb, und wie einen unumstößlichen Befehl an sich selbst sprach er es mit lauter Stimme vor sich hin: „Ich fahre nach Hellas.“

Sobald sein Entschluß gefaßt war, ging er an die Ausführung mit einer Bestimmtheit, als hätte er seit Jahren kein anderes Ziel im Auge gehabt. Zunächst räumte er alle die Papiere, die Vorarbeiten zu seinem geplanten Werke enthielten, in einer Mappe zusammen und verschloß sie in seinem Schreibtisch. Dann ließ er sich den Paß ausstellen, traf die weiteren Vorbereitungen zur Reise. Abschied nahm er nur von dem Bibliothekar, dem einzigen Menschen der Stadt, der ihm etwas näher gestanden hatte.

Am Abend vor der Abreise machte er noch einen Rundgang durch die Anlagen und auf den vertrauten Wegen des nahen Waldes, die er so oft und fast immer allein gegangen war. Da überfiel es ihn, wie wenn es ein Abschied für immer statt nur für Wochen oder Monate gewesen wäre. Und der Gedanke stieg in ihm auf: Wäre es nicht besser, auf alle Fälle dein Haus zu bestellen? Einen Augenblick blieb er betroffen stehen, dann schritt er auf dem kürzesten Wege nach seiner Wohnung, um sein Vermächtnis aufzusetzen. Seine große Büchersammlung verschrieb er dem Gymnasium. Von seinem Vermögen, das bei seinem anspruchslosen Leben zu einer hübschen Summe aufgelaußen war, vermachte er einen Teil seiner Haushälterin, die vergeblich ihn von seiner Reise abzubringen versucht hatte. Einen Teil sollten die Kinder seines verstorbenen Bruders bekommen; den Rest bestimmte er zu einem Stipendienfonds für Altphilologen. Noch am gleichen Abend ließ er das Schriftstück von einem Notar, der über diese Plötzlichkeit nicht wenig erstaunte, beglaubigen und übergab es ihm zur Verwahrung. Dann legte er sich, erwartungshungrig wie ein Kind, das vor der ersten Reise seines Lebens steht, zur Ruhe.



Der Regen rauschte in Strömen, als er am folgenden Morgen – es war einer der ersten Apriltage – den Orientexpresß bestieg. Er hatte ein Büchlein in die Rocktasche gesteckt, das ihn die unerfreuliche Außenwelt wie die geschäftsbeflissenen Mitreisenden sollte vergessen lassen: Platons „Phaidon“. Doch eine unbegreifliche Unruhe verwehrte ihm, sich auf den Text zu konzentrieren. Er zog den Mantel zusammen und preßte sich fest in die Ecke seines Abteils, als in den österreichischen Alpen die Flocken um die Fenster wirbelten. Zum erstenmal verspürte er eine innere Regung, als am zweiten Reisemorgen die Türme von Wien am Horizonte aufstiegen. Die Erinnerung an einige seiner vollsten Lebensstunden, die er der Musik Beethovens verdankte, erwachte in ihm. Als er jedoch vom Wagenfenster aus die Trams und Autos durch die Straßen flitzen sah, war der Gedanke, zu einem kurzen Aufenthalte auszusteigen, auch schon begraben.

Je rascher der Zug durch die Ebene fortdonnerte, desto mehr wuchs seine Unrast. Zuzeiten sah er die Donau träge nebenherschleichen. Ein Flug Wildenten strich über das Wasser; sie flogen mit dem Zug um die Wette und hielten ihn aus. Mit Spannung verfolgte er das Spiel. Dann mußte er lachen: sollte am Ende auch ihn, den weltfremden Altertümler, das moderne Sportfexentum erfassen? Eines war ihm gewiß: der Zug ging ihm zu langsam. Warum denn nur? Was hatte er zu versäumen? Blieb ihm nicht Zeit in Fülle? Hatte der erste Frühlingsgruß, der zartviolette Blütenbusch eines Pfirsichbaumes, so sein Herz aufgerüttelt? Viel zu lange dauerte ihm der Halt in der ungarischen Hauptstadt. Er konnte sich nicht entschließen, die Nacht dort zu verbringen. In der endlos hingebreiteten Pustta sah er die Sonne gleich wie im Meere mit verschwenderischem Farbenspiel versinken.

Als er wiederum einen Tag später im serbischen Bergland erwachte, leuchteten ihm aus der gelben Erde ganze Haine von blühenden Zwetschgenbäumen entgegen. Er sah Bäuerinnen in farbigen Tüchern aufs Feld zur Arbeit schreiten. Er sah Hirten ihre Schaf- und Schweineherden hüten wie zur Zeit des Odysseus. Er sah auch anderes: Stacheldrahtzäune, zerschossene Häuser, verwüstete Felder, und er schloß die Augen. Bei einem Halt in der Nacht las er mit schlaftrunkenen Augen auf einem Bahnhof einen Namen, der ihn heimatisch vertraut berührte: Thessalonike. War es ein Traum oder Wirklichkeit? Die Schönheit des Namens übertönte den Zweifel. Und es umgingen ihn, der als Fremdling lebte in seiner Zeit, beim Weiterfahren Namen

weich und wohlig wie Mutterarme: Olympos, Thermopylae, Chärona, Theben.

Oder hatte etwas anderes ihn an die Mutter gemahnt? Wahrhaftig, der Menschenscheue, der bisher keinen seiner Mitreisenden beachtete, hatte sich in ein Gespräch eingelassen mit einer Frau, die ihm gegenüber saß. Ihr zartes ovales Gesicht war von enganliegenden schwarzen Haaren umrahmt. Schwarz war auch die einfache Kleidung. Die dunklen Augen aber leuchteten. Und doch war es so traurig, was sie ihm erzählte, – erzählte in den klangvollen Lauten ihrer Muttersprache, deren Sinn er mehr erfuhr als verstand. Er neigte ihr sein Ohr, ohne den Blick von ihr zu lassen. Der slawische Einschlag in den edlen griechischen Zügen entging ihm nicht, doch diese Feststellung vermochte seine Freude und Anteilnahme nicht zu vermindern. Zu sehr rührte ihn ihre warme Menschlichkeit. Ihr Mann war beim Fall von Smyrna getötet worden; ein fallendes Mauerstück hatte sie selbst betäubt. Als sie zur Besinnung erwachte, befand sie sich in einem Schiff auf dem Weg nach dem Mutterlande. Von ihrem Kinde aber wußten die Landsleute, die sie gerettet hatten, ihr keine Nachricht zu geben. Oder war die Nachricht so schrecklich, daß niemand sich getraute, sie ihr zu gestehen? Nach ihrer Ankunft in Griechenland war sie von einer Flüchtlingssiedlung zu der andern gewandert, hatte gefragt und gesucht nach ihrem Kinde, ohne die geringste Spur zu finden. Die Hand eines wohlhabenden Kaufmanns hatte sie ausgeschlagen, obwohl sie mittellos war. Endlich hatte sie in der Fürsorge für ihre vertriebenen Leidensgenossen einen Beruf gefunden, der ihr die Hoffnung ließ, eines Tages doch noch ihrem Kinde zu begegnen. Das alles erzählte sie dem Reisegefährten so schlicht und natürlich, daß er mit Staunen und Ergriffenheit dieses schöne und edelmütige Leben vor sich sah und gleichzeitig die Ahnung in ihm aufstieg, daß es auch heute noch ihrer viele, viele geben möge, die so zart und verborgen blühen, daß sie sich nur dem stille Liebenden erschließen.

Diese späte Entdeckung erfüllte ihn mit solchem Glücksempfinden, daß er mit stärkerer Erhebung den Gottesgarten erlebte, durch den der Zug sie führte. Er sprach nicht viel; was hätten auch Worte zu sagen vermocht! Es war ihm genug, zu wissen, daß die leuchtenden Augen ihm gegenüber mit ihm tranken.

Schon hatten sie das parnaßübergärtige Böotien durchreilt; über den blühenden Fluren lag die durchsichtige Luft Attikas, die durch ihre

lichte Bläue allein schon das Herz höher schlagen ließ. Aus dem hellen Gestein erwuchsen die ernsten Kiefern, umgeben von hellgelben Ginstergebüschen. Aus der roten Erde der Fruchtfelder flammten purpurner Mohn, rote und gelbe Anemonen und auf sehnüchtig gereckten Stielen geheimnisvoll weiße Asphodelen. Dann und wann sandte das Meer einen tiefblauen Gruß dazwischen. Nun schlanke Zypressen, lichtsatte Oliven! Ein weißes Schimmern aus der Höhe: die Marmorbrüche des Pentelikon. Eine sanftgeschwungene Berglinie in der Ferne: der Hymettos. Und jetzt das Letzte, Höchste: aus dem feinen Dunst erstanden die dem Geiste längstvertrauten, unvergeßlichen Linien des Felsenbügels mit dem Heiligsten, der Akropolis.

Hatte er nicht eine Träne im Auge, der sonderbare Hellasfahrer? Und nun, er konnte nicht anders, ergriff er die Hand seiner freundlichen Gefährtin – war es nicht dieselbe, die er im Traume gesehn? – und drückte sie, keines Wortes mächtig, an sein Herz, das schlug zum Zerspringen. So reich, so schön, so überwältigend war das Leben, das er so lange geflohen hatte!

Nun standen die feierlichen Säulen der Propyläen, die ernsten des Parthenons, die zierlichen des Erechtheions unirdisch schön im Mittagslicht.

Als aber der Zug in den Bahnhof von Athen einfuhr, hielt die edle Griechin aus Smyrna, die ausgezogen war, ihr verlorenes Kind zu suchen, einen Toten in den Armen.

Adolf Haller